

BAYERISCHES JAHRBUCH
FÜR VOLKSKUNDE 2012

Herausgegeben von der
Kommission für bayerische Landesgeschichte
bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
– Institut für Volkskunde –

München 2012

gliedert die Magievorstellung in zwei Ebenen, die Ebene des „Alles ist mit allem verbunden“ und die Ebene „Magie ist Imagination“. Die zweite Ebene führt den Leser in die Welt der Magie der modernen Hexen ein. Über den Jahres- und Lebenslaufzyklus, die Hausaltäre, Elemente sowie Gott und Göttin zeichnet nun die Autorin das erste Mal in ihrer Arbeit die Innenwelt der modernen Hexen auf. Für das Verständnis des Lesers wäre eine faktische Aufzählung der Lebenswelt von modernen Hexen an einer früheren Stelle als Hintergrund für dieses Kapitel einfacher gewesen. Die Autorin hätte dann im Auswertungsbereich darauf zurückgreifen können. Im sechsten Kapitel reflektiert sie über die Welt der modernen Hexen, indem sie versucht, dies an der Modernisierung zu spiegeln: Sie „ordnet diese gesellschaftskritische Haltung der ‚Neuen Hexen‘ auf verschiedenen Ebenen in übergeordnete Kontexte ein, um zu zeigen, dass diese Form des Neureligiösen sowohl eine Reaktion auf die soziokulturellen Bedingungen der Gegenwart ist als auch ein Produkt dieser Gegebenheit, in die sich die ‚Neuen Hexen‘ auf ihre Weise einpassen“ (122). Es bleibt festzustellen, dass diese Erkenntnis und Einordnung bereits in anderen Abhandlungen über Neuheidentum und deren Gruppierungen, wie eben auch den neuen Hexen, bereits so stattgefunden hat und die Autorin sich viel Arbeit gemacht hat, es jedoch versäumte, die neuere Literatur aus den ethnologischen und soziologischen Forschungen mit einzubeziehen. Ebenso irritierend ist die Ausführung am Ende des sechsten Kapitels, in dem sich die Autorin im Zuge des Problems der Kategorienbildung mit dem Begriff und der Zuordnung von „Sekte“ beschäftigt. Daneben diskutiert sie Begriffe wie Neue Religionen, Neue religiöse Bewegungen und Alternative Spiritualität. Eben dieser Verknüpfung Sekte – moderne heidnische Religion in der wissenschaftlichen Diskussion versuchen die neuesten Arbeiten im Themenbereich Neuheidentum entgegenzuwirken. Hier hätte wiederum ein tiefergehendes Studium der Literatur des eigenen Faches helfen können. Das siebte Kapitel beschäftigt sich mit dem beigelegten Dokumentarfilm, seiner Entstehung und Umsetzung. Die Autorin hält fest, dass sie versucht hat, ihr Forschungsfeld zu verstehen, Perspektiven zu gewinnen und diese im Film reflektiert weiterzugeben (179). Im achten und letzten Kapitel folgt das Schlusswort. Ein detaillierter Anhang mit Literatur- und Quellenverzeichnis, Sequenz- und Beispielprotokollen der Tonaufnahmeinterviews schließt die Arbeit ab.

Die vorliegende Arbeit ist ein solides Werk zum Thema Neuheidentum und neue Hexen. Die Autorin hat einen enormen Arbeitsaufwand betrieben und sich und ihre Methode mehrfach reflektiert und diskutiert, was insbesondere im Hinblick auf Feldforschung im religiösen Kontext immens wichtig ist. Darin liegt sicher das hohe Verdienst dieser Arbeit. Trotzdem drängt sich an manchen Stellen der leise Verdacht auf, es sei ihr nicht immer gelungen, sich der emischen Sichtweise zu entziehen. Schade ist, dass die Autorin versäumt hat, wie bereits erwähnt, sich den neuesten Arbeiten des Faches Volkskunde/Europäische Ethnologie zu widmen. Es

hätte die Arbeit bereichert und manches klarer werden lassen. Die DVD erscheint als eine typische filmische Bearbeitung zum Thema „moderne Hexen“. Man hätte sich bei einer Autorin, die im Bereich Dokumentarfilm eine Zusatzausbildung absolviert hat, eine differenziertere und modernere Art an Darstellung erwartet, und es wäre für den volkskundlichen Film als solches wünschenswert gewesen, hier Grenzen aufzubrechen und neue Ideen im Zusammenhang mit der filmischen Darstellung von modernen Religionsformen aufzuzeigen. Mit der vorliegenden Arbeit hat die Autorin trotzdem einen weiteren interessanten und soliden Grundstein für ein erhofftes neues Verständnis der Feldforschung im Bereich moderne Religionen und Neuheidentum geschaffen.

Kathrin Fischer, Freiburg im Breisgau

Alexander C. T. Geppert u. Till Kössler (Hgg.): Wunder. Poetik und Politik des Staunens im 20. Jahrhundert. Berlin: Suhrkamp, 2011. 475 S. m. Abb.

Gibt es im 20. Jahrhundert noch Wunder? Wie der vorliegende Band zeigt, muss man diese Frage auf jeden Fall mit „ja“ beantworten. Es gibt Wunder, und zwar in den unterschiedlichsten Variationen. Und genau um diese geht es in den Aufsätzen, die *Alexander C. T. Geppert*, Leiter der Emmy-Noether-Nachwuchsgruppe „Die Zukunft in den Sternen: Europäischer Astrofuturismus und außerirdisches Leben im 20. Jahrhundert“ an der Freien Universität Berlin, und *Till Kössler*, Wissenschaftlicher Assistent an der Abteilung für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München, in einem Sammelband herausgegeben haben. In dreizehn Kapiteln beleuchten die Autoren jeweils unterschiedliche Aspekte des Wunderglaubens in der Moderne, angefangen von „Transzendenzwundern“, über „Naturwunder“ bis hin zu „Wunderpolitiken“.

In ihrer Einleitung stellen die beiden Herausgeber fest, dass Wunder auch heutzutage noch „eine zentrale Form der Verarbeitung und Aneignung außergewöhnlicher Ereignisse und außeralltäglicher Erfahrungen“ (9) darstellen, und zwar nicht nur im religiösen Bereich. Wunder seien omnipräsent und würden neue Perspektiven auf die Zeitgeschichte eröffnen. Problematisch erweist sich bei der Erforschung des „Wunders“ die Polysemie des deutschen Lexems, die in anderen Sprachen oft mehrere unterschiedliche Bezeichnungen umfasst und das deutsche Wort unscharf erscheinen lässt. Es werde deshalb für sämtliche Bereiche angewendet, weshalb sich der Band auch mit drei großen Feldern befasst, nämlich der Religion, der Wissenschaft und der Politik. Als übergreifende Definition schlagen die Herausgeber folgende vor: „Wunder sind für unmöglich gehaltene und daher Staunen erregende Transgressionen existierender Wissens- und Denkgrenzen, die alternative Ordnungsentwürfe aufscheinen lassen und häufig als Manifestationen von Transzendenz gedeutet werden.“ (38) Um die Bandbreite an Wunderdefinitionen

nen zu verdeutlichen, geben die Herausgeber am Ende ihrer Einleitung einen tabellarischen Überblick über verschiedene Wunderdefinitionen von Augustinus bis Rainer Neu.

Als Einstieg in die Welt der Transzendenzwunder befasst sich *Gabriela Signori* mit der Wunderheilung. „Von der Antike bis heute suchten und suchen Menschen Kultstätten von Göttern oder Heiligen in der Hoffnung auf, an diesen Orten über kurz oder lang Gehör beziehungsweise Erlösung von ihren physischen oder psychischen Leiden zu finden.“ (72) Wie diese Orte aussehen, unterscheidet sich jedoch im Laufe der Geschichte. Während man bis zum 12. Jahrhundert heilige Orte aufsuchen musste, um Heilungswunder zu erwirken, war dies ab dem 13. Jahrhundert nicht mehr nötig, denn nun galten „Fernwunder“ als möglich. In der Frühen Neuzeit dagegen blühte das Wallfahrtswesen auf und traten Wunderheiler auf den Plan, so dass die zu bereisenden heiligen Orte wieder an Brisanz gewannen und auch heute noch – wie beispielsweise Lourdes – von vielen Menschen aufgesucht werden.

Um die Wunder Jesu in der Bibelauslegung des 20. Jahrhunderts geht es in *Ruben Zimmermanns* Essay. Im Neuen Testament findet man etwa 40 Erzählungen über Wunder Jesu, wobei diese bereits von frühester Zeit an als strittig galten. Die Begründungen für deren Strittigkeit änderte sich jedoch im Laufe der Jahrhunderte. Seit den 1970er Jahren etwa wird das Neue Testament dahingehend ausgelegt, dass es von einem „Gott der kleinen Leute“ (110) erzähle. Hinsichtlich der Auslegung der Wunder Jesu zeige sich „im 20. Jahrhundert die Tendenz, gerade das Wunderhafte an den neutestamentlichen Wundergeschichten zu relativieren oder gar zu nivellieren“ (117).

„Tränen aus Gips“ sind Thema des Beitrags von *Joseph Imorde*. Ausgangspunkt seiner Untersuchung ist ein Marienbild in Syrakus auf Sizilien, das 1953 Tränen vergossen haben soll. Das Wunder wurde von den Geistlichen anerkannt, von vielen Menschen bezeugt und von einer wissenschaftlichen Kommission untersucht. Ein Gedächtnisort wurde geschaffen, der es sowohl der Kirche als auch der Stadt ermöglichen sollte, aus dem Wunder Profit zu schlagen. Betrachtet man den zeithistorischen Hintergrund des Geschehens, so fällt „eine gewisse Pünktlichkeit [auf], weil die Gottesmutter mit ihrem wunderbaren Weinen offenbar auf die politische Situation in Italien reagierte“ (134). Sowohl dieser politische Zusammenhang als auch die Akzeptanz des Wunders in der Bevölkerung scheinen sich heute jedoch „weitgehend verflüchtigt“ (145) zu haben, so dass das 1994 eingeweihte 102 Meter hohe Sanktuarium nur noch wegen seiner Monumentalität als Touristenattraktion gilt.

Mit Marienerscheinungen befasst sich *Helmut Zanders* Aufsatz, der die Erscheinungen in Sievernich in der Voreifel von 2000 bis 2005 in den Mittelpunkt stellt. Historisch betrachtet gewannen Marienerscheinungen ab den 1830er Jahren an Bedeutung, wobei vier Erscheinungsorte (Rue du Bac in Paris, La Salette, Lourdes, Fátima) überregionales Ansehen erreichten. Mit ihren Pilgerströmen dokumentieren sie „ein

neues, massenmediales Zeitalter der Religion“ (153). (Noch) kein Massenphänomen, dafür jedoch eine der jüngsten Erscheinungsstätten ist Sievernich, wo Manuela Strack über fünf Jahre hinweg Botschaften von Maria und auch von anderen Heiligen und Engeln erhalten haben soll. Damit gehört dieses Phänomen eindeutig in das Feld katholischer Wunder, das bestimmte, typische Bedingungen erfüllt: „partielle Ausrichtung am vorkonziliaren Katholizismus, ein starkes religionsbezogenes Traditionsprinzip gegenüber der Bibelorientierung, Offenheit für ein traditionelles nationalstaatliches Denken“ (170). Zum heutigen Zeitpunkt, an dem sich das Wunder von Sievernich veralltäglicht hat, ist die Verbindung zwischen traditionsorientierter, von Laien ausgeübter Religiosität und nachkonziliaren, von Priestern gehaltenen Gottesdiensten, die parallel stattfinden, auffällig – wie es sich weiterentwickelt, wird die Zukunft zeigen.

Den Einstieg in die Naturwunder bietet *Eva Jobach* mit ihrem Beitrag über „Die Ökonomien des Wunder(n)s im naturwissenschaftlichen Zeitalter“. Sie versucht darin, der „Entzauberung der Welt“, wie sie Max Weber in Bezug auf das naturwissenschaftliche Zeitalter postuliert hat, anhand verschiedener Protagonisten nachzugehen. Zwar galt lange Zeit „das Staunen als Kennzeichen des Unwissenden und damit mit einer wissenschaftlichen Einstellung als unvereinbar“ (185), doch kann letztlich gezeigt werden, dass das Wunder auch aus der modernen Naturforschung nicht wegzudenken ist, ja diese sogar vorantreibt, indem das Staunen zur Neugier anregt. Dennoch versuchten einige Naturwissenschaftler wie Ludwig Büchner das Wunder zu negieren, indem sie dieses in den Bereich der Religion verwiesen. Und da Religion durch Wissenschaft ersetzt werden müsse, habe auch das Wunder in der modernen Naturwissenschaft keinen Platz mehr. Gerade in den späten 1970er Jahren kommt es zu einer gehäuften „Parteinahme für eine wiederverzauberte Naturauffassung“ (203), die „als notwendige Konsequenz aus dem Werk ihrer Entzauberung seit dem 19. Jahrhundert dargestellt wird“ (204). Und in eine solche Naturauffassung müssen auch das Wunder sowie das Wundern wieder integriert werden.

Um „Kriegswunder und Heilsversprechen in der Medizin des 20. Jahrhunderts“ geht es im nächsten Beitrag, den *Susanne Michl* mit einem kurzen historischen Rückblick beginnt. Nachdem sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Medizin das naturwissenschaftlich-mechanistische Modell durchgesetzt habe, kam bereits zu Beginn des folgenden Jahrhunderts erneut Skepsis gegenüber diesem Modell auf, die zu einem stärkeren Einbezug psychosomatischer Zusammenhänge und letztlich zur Etablierung der Psychiatrie führte, so die Autorin. Gerade in Kriegszeiten wie dem Ersten Weltkrieg traten viele Ärzte nicht nur als Naturwissenschaftler und Mediziner, sondern geradezu als Wunderheiler auf, die sich kraft ihrer „magischen Heilkräfte [...] als Adressat[en] gesellschaftlicher Heilungs- und Erlösungsbedürfnisse“ (226) stilisierten. Vertrauen wurde seitdem als konstitutive Komponente für die Heilung betrachtet – bis dieses Vertrauen gegenüber der

Schulmedizin im Zweiten Weltkrieg deutlichen Schaden nahm. So kam es dazu, dass nach dem Krieg zahlreiche alternativmedizinische Angebote an Bedeutung gewannen. „Wunder“ sind seitdem eher in diesem Bereich als in der Schulmedizin zu suchen, doch versucht auch die Medizin immer wieder, suggestive Heilungskomponenten in ihre Therapien einzubinden.

Mit Wilhelm Reichs Bionexperimenten befasst sich *Diethard Sawicki*. Wilhelm Reich, so der Autor, versuchte insbesondere in den 1930er Jahren anhand zahlreicher Experimente, den so genannten Bionexperimenten, nachzuweisen, dass eine „Verwandlung lebloser Stoffe zu bakteriellen Lebewesen“ (238) möglich sei und behauptete damit, „dem ‚Wunder des Lebens‘ auf die Spur gekommen zu sein“ (239). Im Laufe der 1940er Jahre stand Reichs Theorie jedoch zunehmend im Widerspruch zu dem in der Biologie Westeuropas und der USA entwickelten molekularwissenschaftlichen Ansatz.

Die mediale Umsetzung von Natur- und Technikwundern steht im Zentrum des folgenden Aufsatzes. *Alexander Gall* arbeitet darin heraus, „weshalb die Medien bis heute so gerne von Wundern der Natur und der Technik sprechen“ (271). Da sich Wunder durch Abweichungen von dominierenden Mustern auszeichnen, kommen sie „ihrer Struktur nach deshalb dem primären Bedürfnis moderner Massenmedien nach der (knappen) Aufmerksamkeit ihrer potenziellen Rezipienten entgegen“ (273). Deshalb verwundert es nicht, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts technische Neuerungen beliebte Pressethemen waren. Im Nationalsozialismus wurde „Technik in der Öffentlichkeit als großes Mysterium“ (282) gefeiert, wohingegen in der Nachkriegszeit ein eher nüchternes Verhältnis zur Technik Einzug hielt. Während sich das Naturwunder im 19. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreute und oft sehr umfangreiche Naturdarstellungen erschienen sind, konzentrierte man sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend auf eine Auswahl besonders spektakulärer, oft exotischer Naturwunder. Um die Faszination an den Naturwundern zu befördern, setzte man nun verstärkt Bildbände ein. Und auch das Fernsehen sorgte für eine große Popularität von Naturwundern, wie beispielsweise die Sendung „Welt der Wunder“ (1996–2007) zeigt. So stehen Wunder nach wie vor als Signal für Überraschung und Spannung, für emotionalen und ästhetischen Genuss statt reflektierender Informationsfülle, so beendet der Autor seinen Essay.

Der dritte große Abschnitt ist den „Wunderpolitiken“ gewidmet und wird von *Falko Schmieders* Beitrag „Unfassbares Produzieren. Zur politischen Epistemologie des Wunderbegriffs im 20. Jahrhundert“ eröffnet. Schmieder kommt zu dem Schluss, dass „[d]ie Entdeckung der Neuen Welt und die mit neuen Praktiken der Erforschung der Natur verbundene Multiplizierung von Differenzenerfahrungen [...] am Beginn der Neuzeit Diskurse hervor[brachten], die eine Ästhetisierung und Naturalisierung der Begriffe des Wunders und des Wunderbaren implizierten“ (305). Gerade naturwissenschaftliche und technische Neuerungen machten den Einsatz neuer Wunderbegriffe notwendig

und führten zu dessen Modernisierung. Der Wunderbegriff sei geradezu „als eine Schlüsselvokabel der Dialektik der Moderne anzusehen“ (327).

Um Theaterwunder geht es in *Tobias Beckers* Beitrag. Ausgehend von der Aufführung des Schauspiels „Das Mirakel“ am 23. 12. 1911 in London arbeitet der Autor Gegensatzpaare heraus – Wunder und Wissenschaft, Religion und Rationalität, Transzendenz und Technik –, die für den Wunderdiskurs insgesamt eine zentrale Rolle spielen. Aufgrund des Einbezugs des Publikums, der Verwendung modernster Bühnen- und Beleuchtungstechnik sowie dem Einsatz von Menschenmassen konnte diese Theateraufführung in mehrfacher Hinsicht zu einem Theaterwunder werden. Das religiöse Wunder trat zunehmend in den Hintergrund und machte einer Medialisierung Platz, die schließlich zur „Kommerzialisierung des Wunders“ (361) führte. Ausgelöst durch die Mirakelaufführung wurden Wunder nun auch Gegenstand des neuen Massenmediums Kino und setzten damit neue Maßstäbe, „denn Kino und Wunder sollten schnell eine symbiotische Beziehung eingehen“ (361).

Mit den Wundern des Padre Pio befasst sich *Urte Krass* in ihrem Beitrag. Die Stigmatisierung des Padre Pio, die 1918 stattgefunden haben soll, erreichte schon kurze Zeit später große Bekanntheit. Noch heute gilt der Pater als „der am meisten verehrte Heilige Italiens“ (363). Deshalb lässt sich gerade anhand dieser Person die „Medialisierung des Wunders“ (366) besonders deutlich beschreiben, so die Autorin. Neben den Stigmata werden dem Pater viele weitere Wunder – wie Luminiszenz oder Hellsichtigkeit – zugeschrieben. In der Öffentlichkeit wird er deshalb bald als Heiliger verehrt, auch wenn sich sowohl die an den Untersuchungen beteiligten Mediziner als auch der Vatikan über die Jahre hinweg immer wieder kritisch äußern. Trotz aller Skepsis wurde der Pater vor allem mit Hilfe des Mediums der Fotografie weithin bekannt. Die Verteilung der Fotos sorgte für eine „Multiplikation der Wunder und dadurch den Kulterfolg: Die Bilder dienten als materielle Basis der Wundermaschinerie.“ (381) Den Bildern wurde sogar wundersame Heilkraft zugeschrieben, ohne dass die Person selbst anwesend war, wie man es bereits von früheren Heiligenbildern kennt. Durch deren Aufnahme in die Regenbogenpresse seit den 1950er Jahren fand sich Padre Pio jedoch „zunehmend in einer Konkurrenzsituation im Kampf um Aufmerksamkeit wieder, da die Medien jegliche Wunderrhetorik inflationär auch für profane Sensationen und Mysterien einsetzten“ (393).

Der letzte Beitrag des Sammelbandes ist mit „Wunder ohne Wunder“ betitelt. *Sonja Lührmann* befasst sich darin mit so genannten „Wunderabenden“, die in der Sowjetunion der 1960er und 1970er Jahre stattgefunden haben und zum Ziel hatten, mit Hilfe naturwissenschaftlicher Experimente vermeintlich übernatürliche Phänomene natürlich zu erklären. Diese Atheismuspropaganda wandte sich durchwegs gegen bestimmte Aspekte des Volksglaubens, „als dessen Paradebeispiel immer wieder das im vorrevolutionären russischen Reich dominante orthodoxe Christen-

tum diene“ (398). Der Doppelbegriff „Wunder ohne Wunder“ erklärt sich aus dem „Anspruch auf eine [...] Trennung zwischen weltlich und religiös begründetem Staunen“ (415), der jedoch trotz aller Bemühungen nicht immer einzuhalten war.

Im Epilog kommt *Martin Baumeister*, sämtliche Aufsätze resümierend, zum Schluss, dass das Wunder „kein marginales Phänomen der Moderne [ist], sondern [...] sich als Schlüsselkonzept und Leitbegriff“ (419) eignet. Wie die historisch orientierten Beiträge gezeigt hätten, treten die Eigenheiten des modernen Wunders „erst in der historischen Perspektive“ hervor (421). Wunder seien „kulturrelativ“, wie die vergleichenden Aufsätze demonstriert haben. Sie wirken „als Schnittstelle, in denen [...] unterschiedliche Sphären, von der Religion über die Politik und Ökonomie bis hin zur Naturwissenschaft und zum Sport, miteinander verbunden werden“ (425).

Mit einer ausführlichen Bibliografie sowie einem Namen- und Sachregister endet dieser „wunderbare“ Sammelband – „wunderbar“ in mehrfacher Hinsicht: Erstens behandelt er das Thema „Wunder“ in einer faszinierenden Bandbreite und zeigt somit auf, in welchen unterschiedlichen Kontexten wir „Wunderbarem“ begegnen. Zweitens sind die Aufsätze durchwegs kompetent, durchdacht und gut konzipiert, so dass der gesamte Band zu einem sehr schönen und interessanten Werk geworden ist. Und schließlich drittens, weil er ein Thema behandelt, das zwar schon vielfach Gegenstand von Forschungen und Publikationen war, jedoch wohl noch nie in solch umfassender thematischer Breite in einem Band abgehandelt worden ist, und zwar nicht nur in historischer Perspektive, sondern auch bezogen auf die Moderne.

So kann man letztendlich nur froh darüber sein, dass jener „miternächtliche Spaziergang“ (427) im März 2007 stattgefunden hat, der die beiden Herausgeber zu einer umfassenden Auseinandersetzung mit dem Thema ‚Wunder‘ angeregt und schlussendlich zu dem vorliegenden, hervorragenden Sammelband geführt hat.

Michaela Hammerl, Kissing

Isabel Richter: *Der phantasierte Tod. Bilder und Vorstellungen vom Lebensende im 19. Jahrhundert.* Frankfurt am Main/New York: Campus, 2010. 379 S. m. 33 Abb., z. T. farbig. (Campus Historische Studien, Bd. 58).

Die Historikerin *Isabel Richter* untersucht Formen der Auseinandersetzungen „individueller Menschen“ mit dem eigenen, vorweggenommenen Tod im 18. und 19. Jahrhundert. Sie konzentriert sich auf drei traditionelle mediale Bereiche, nämlich gedruckte Tagebücher aus dem deutschsprachigen Raum, Trauerschmuck aus menschlichem Haar und Totenmasken sowie Postmortemfotografien.

Ausgangspunkt und Kern der Studie ist die Auseinandersetzung mit dem Konzept der „Erfahrung“ in geschichtswissenschaftlichen Ansätzen der letzten

30 Jahre, nach denen Sinnbildungsprozesse auf subjektiv erlebter Wirklichkeit beruhen. Hierbei erweisen sich als Schlüsselbegriffe aus sozialphänomenologischer Perspektive das Erlebnis, der Wissensvorrat und die Sinnstiftung, die sich zu einem dynamischen Erfahrungsprozess verquicken. Wenn in diesem Kontext von Phantasien die Rede ist, so seien damit keine Wahnvorstellungen oder Trugschlüsse gemeint, sondern die Einbildungskraft, also das Vermögen zur Imagination. Es geht somit um die Bedeutung kultureller Phantasien und historischer Konstruktionen und Entwürfe des Selbst von der eigenen Vergänglichkeit.

Da der Tod ein zentrales Thema in Tagebüchern des 18. Jahrhunderts ist, untersucht Isabel Richter 72 Tagebücher aus der Zeit von 1716 bis 1913 in Form von Fallstudien bezüglich des Umgangs der Verfasser mit der Vergänglichkeit, dem eigenen Lebensende und dem Tod Anderer. Sie fragt im Besonderen nach den Motivationen der Schreibenden, sich mit dem eigenen Lebensende auseinanderzusetzen, nach der Bedeutung von Riten und nach Spezifika von Sinnbildungsprozessen. Das Tagebuchschreiben an sich wird mit dem radikalen Protestantismus, nämlich als einer Art Gewissensprüfung und Selbstkontrolle, assoziiert; das Tagebuch ist also als eine Selbstdisziplinierungs- und Reinigungsinstanz im Dialog mit Gott zu verstehen. Die Praxis des Schreibens wirkt dabei wie eine ritualisierte und ständig wiederholte Reinigung.

Richter stellt bei der Lektüre eine allmähliche Erosion des Bildes vom guten Tod fest, das zunehmend von Skepsis und Zweifel an der christlichen Offenbarung durchsetzt sei. Auch in den Seelenbildern der Tagebuchschreiber erkennt sie Risse in der christlichen Gewissheit der unsterblichen Seele. So verbinden sich beispielsweise in den physiologischen Forschungen Albrecht von Hallers Fragen der Seelenlokalisation mit der Suche nach einer materiell fixierbaren Interaktion von Leib und Seele.

In die leiblichen Integritätsbilder von der Auferstehung, die etwa bei dem württembergischen Pfarrer Philipp Matthäus Hahn als eine verklärte Körperlichkeit imaginiert wird, mischen sich ebenfalls Zweifel, und das Jenseits stellt sich zunehmend als Abstraktum dar.

Die Analyse der Tagebücher zeigt nun Verschiedenes: die Vorstellung vom Sterben als Heimkehr und erfüllter Vereinigung mit Gott, die bis ins späte 19. Jahrhundert andauert. Sie ist verknüpft mit Narrationen über den Himmel und die Integrität. Insgesamt kann von einer Ambivalenz in der Haltung gegenüber dem Leichnam gesprochen werden, in der sich angstbesetzte Phantasien über die Auflösung des Körpers mit Vorstellungen von einem ruhigen Abschied im Schoße christlicher Rituale abwechseln.

Der Analyse des Haarschmucks und der Totenmasken werden zunächst Überlegungen über den Unterschied der „Lesbarkeit“ von Gegenständen, also Zeichen materieller Kultur, und Texten vorangestellt. Ob – wie von Richter postuliert – der Sprache tatsächlich ein höheres Eindeutigkeitspotenzial innewohnt als Objekten der materiellen Kultur, sei dahingestellt.